



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Die Vogelwelt des Teutoburger Waldes

Schacht, Heinrich

Lemgo, 1907

XVI. Schnepfenartige Vögel. Scolopacidae.

urn:nbn:de:hbz:466:1-27691

zu nahe kam, in einem Erbsenbeete zu verstecken, erschien aber sofort wieder, sobald ich mich entfernte. Niemals flog der Vogel auf; bei allen Besuchen, die er im Verlauf einiger Tage machte, nähete er sich nur laufend und verschwand auf gleiche Weise.

XVI. Schnepfenartige Vögel (Scolopacidae).

Aus der in Deutschland in reicher Artenzahl vertretenen Familie der Sumpfvögel hat unser Wald nur wenige Mitglieder aufzuweisen. Auf der Wanderung machen freilich die verschiedensten Arten hier eine bald längere, bald kürzere Rast wie z. B. die Trappe, welche bei strengem Winter oft wochenlang auf den beackerten Hochflächen verweilt; der Fischreiherr, der täglich das Gebiet durchfliegt; der Kranich, der im Herbst hier rastet; der weiße Storch, welcher im Frühlinge, der schwarze Storch, welcher im Sommer erscheint; Regenpfeifer und Wasserläufer, die man meist im Frühlinge antrifft, wogegen die kleine Sumpfschnepfe hier gern ihr Winterquartier aufschlägt. Als eigentliche Brutvögel können wir indeß nur sechs Arten aufführen und zwar den Kiebitz, die große Waldschnepfe, die Bekassine, den Wachtelkönig, das Sumpfhuhn und das Rohrhuhn.

Wo sich am Fuße unsers Waldgebirges feuchte und sumpfige Niederungen ausbreiten, finden wir in einzelnen Paaren auch heute noch den Kiebitz (*Vanellus cristatus*) als Brutvogel. Daß er in früherer Zeit, ehe die „klassischen Moräste“ verschwanden, die feuchten Heiden entwässert und bebaut wurden, hier viel häufiger gewesen ist, beweist uns der Name einer



96. Waldschnepfe. 97. Sumpfhuhn. 98. Zwergtaucher.

Kunststift. Fr. Engel, Koblenz, G. m. B. H., Bonn, Uferstrasse.

am Waldesjaume liegenden Ortschaft — die Pivitsheide. Pivit ist ja der plattdeutsche Name für den Kiebitz. — Auch die nahe daran grenzende Waldheide muß früher von Kiebitzen bevölkert gewesen sein, denn nach einer alten Sage geben sich hier nächtlicher Weile die abgeschiedenen Seelen der alten Jungfern und Junggesellen ihr Stelldichein und rufen sich beständig „Mein Lieb!“ zu, was natürlich nur eine freie Übersetzung des Kibigrufes — Pivitt oder Kivit — ist.

Der Kiebitz ist nur Sommergast, der oft schon an den warmen Tagen des Monats Februar in größeren und kleineren Flügen aus der Winterherberge zurückkehrt, dann aber auch manchmal gezwungen wird, die Leiden eines bösen Nachwinters gründlich zu durchkosten. Da sieht man auf den schneeverhüllten Wiesen, wo einige Wasserlachen freigeblieben sind, die armen Vögel hungernd und frierend stehen. Einst erschien am 12. März, als das Thermometer —5 C. zeigte, auf einer meinem Hause gegenüberliegenden Gebirgswiese ein Kiebitz und stolzierte zwischen Wiesenpiepern, Lerchen und Amseln umher, hungrig die schneefreien Grasplätze absuchend. Da mein Nachbar gerade einen großen Erdhaufen fortschaffen ließ, war es mir ein Leichtes, eine große Portion Regenwürmer zu sammeln. Diese wurden dem Kiebitze gereicht und bald heißhungrig verschlungen. Ich hatte recht meine Freude an dem schmucken Vogel, der sich in seiner Lebenslage gar nicht scheu erwies, befürchtete aber, daß ihm seine Menschenfreundlichkeit einmal zum Verderben gereichen könne. Und richtig: Als ich eines Tages vom Hause abwesend war, hatte ein Dorfknirrod auf ihn seine Donnerbüchse abgefeuert. Der Frühlingstraum des Kiebitzes hatte ein jähes Ende gefunden.

Wenn der Nachwinter glücklich überstanden ist und die Sonne die Fluren wieder mit warmem Lichte überflutet, da vergißt der Kiebitz bald die Zeit der Not und nun gilt für ihn das Wort Hoffmanns von Fallersleben:

Der Kiebitz und die Kiebitzin,
Die hatten beide einen Sinn:
Sie fingen an zu tanzen.

Dieser Tanz, der mehr in der Luft als am Erdboden aufgeführt wird, ist weiter nichts, als eine Liebeserklärung des

Männchens an die Erkorene seines Herzens. Im gaukelnden Fluge, oft förmliche Purzelbäume in der Luft schlagend, umtanzt der erregte Vogel sein Weibchen und läßt dabei sein zärtliches Kiewit zeitweilig erschallen. Ein stilles lauschiges, aber immer trocknes Plätzchen auf Erdhügeln, Maulwurfshaufen, oft im Kleefelde, ist bald gefunden und wird mit 4 birnförmigen Eiern belegt, welche an Farbe den Wachteleiern gleichen, aber bedeutend größer sind. Wenn das Weibchen brütet, hat das Männchen vollauf zu tun, die Brut zu bewahren und zu schützen. Nähert sich ein Mensch, ein Hund, ein eierlüsterner Rabe dem Neste, so flattert es am Boden, läuft und rennt sich fluglahm stellend eine Strecke weit, schwingt sich wieder gaukelnden Fluges empor und sucht alle Aufmerksamkeit nur auf sich lenken zu wollen. Das Weibchen aber auf dem Neste zu überraschen, gelingt niemals, denn der treue und besorgte Eheherr hat bereits die Ankunft des Störenfrieds gemeldet und hat erstes in niedergedrückter Haltung, verdeckt von Gras, Binsen und Gestrüpp das Nest frühzeitig verlassen. Die Jungen, welche sehr schnell heranwachsen, werden von den Alten sofort aus dem Nestgebiete hinweggeführt, oft schon am 2. Tage nach dem Auschlüpfen 1 km weit.

Bereits im Juli schlagen sich die Familien in kleineren und größeren Flügen zusammen und schwärmen auf den benachbarten Feldern und Heiden umher. Sehr gern besuchen sie frisch gepflügte Ackerflächen, die ihnen Nahrung in Fülle bieten. Oft gesellen sich zu den Flügen ins Binnenland verschlagene Seemöven, die alle Flugspiele der Kiebitze getreulich mitmachen und friedlich mit ihnen verkehren.

In den sumpfigen Niederungen unsers Waldes, in Brüchen und Nadelbeständen, die feuchten moorigen Untergrund haben, lebt ein merkwürdiger Vogel, die Waldschneepfe (Scolopax rusticola), bei derer Erwähnung jedem Feinschmecker, wie man zu sagen pflegt, das Wasser im Munde zusammenfließt.

Wenn mit dem lauen Märzwinde die ersten Singdrosseln wieder in unserm Walde eingekehrt sind, beginnt für den Jäger die langersehnte Zeit des Schnepfenstrichs. Aus den Winterquartieren heimgekehrt, rasten die langschnäbeligen, großäugigen Vögel noch einige Zeit in unsern Waldungen, um von hier aus allgemach ihren nördlicheren Brutplätzen entgegenzusteuern. In milden Wintern verweilen sogar einzelne bei uns. Aber nicht alle erreichen wieder das Land ihrer Wünsche. Wenn nämlich an den milden Frühlingsabenden die Schnepfen von einem Erlenbruche zum andern trägen Fluges dahinziehen, wenn sie über Lichtungen, Waldwiesen und Blößen eilen, werden ihrer viele von dem Geschosse des am Waldessaume verdeckt stehenden Waidmanns ereilt, welcher dem Schnepfenaustande mit einer Ausdauer und Liebe obliegt, die nur der zu würdigen versteht, welcher das hohe Vergnügen selbst gekostet hat.

Nur wenige Pärchen bleiben in unserm Walde zurück und gelingt es dem aufmerksamen Beobachter wohl einmal die eigentümliche Liebeswerbung derselben zu belauschen. Mit einem hohen pfeifenden Zihp schwebt das verliebte Männchen an windstillen Abenden, einer Gule gleich, über den Brutplätzen dahin, um zu seiner Erforenen im tiefsten Dickicht zu gelangen und mit ihr eine Zeitlang den Becher der Liebe zu leeren. Auf diesen Liebesausflügen passiert es dann wohl einmal, daß ein Paar vor gleichen Gefühlen bejeelte Liebhaber sich unverhofft begegnen und nun von der Eifersucht, jener Leidenschaft, die nach Saphir mit Eifer sucht, was Leiden schafft, entbrannt, die Luft zum Turnierplage machen und wütend aufeinander rennen. Zum Glück sind ihre Waffen, die dreizölligen Schnäbel, von einer solchen Beschaffenheit, daß eine ernstliche Gefährdung ihrer Gesundheit nicht zu befürchten steht und die beiden Kämpen nach eifriger aber fruchtloser Balgerei schweigend wieder ihres Weges ziehen. Aber auch auf dem Waldesboden fechten die eifersüchtigen Helden ihre Kämpfe aus. So stand ich einst im Frühlinge im Dämmerlichte am Saume eines Erlenbruchs. Vor mir lag ein freier mit Rohr bewachsener Sumpf, hinter mir floß durch dichtes Erlengebüsch ein flacher Gebirgsbach langsam dahin. Als ich etwa eine Viertelstunde regungslos verharrte, erklangen hinter mir wunderbare Töne, die wie bi bi bi, oder wi wi wi lauteten. Plötzlich ging hinter mir etwa auf 5 Schritte Entfernung ein Klatsch,

klatsch los und eine Schnepfe erhob sich in die Luft. Die Töne erklangen weiter, bald lauter, bald schwächer. Nach einer Weile stieg wieder eine Schnepfe empor und gleich darauf eine dritte. Jetzt war mir alles klar. Zwei Männchen hatten sich um ein Weibchen in den Federn gelegen.

Bei Tage sieht man die Waldschnepfe selten. Sie liegt dann still in ihrem sumpfigen Versteck am Waldesboden und gleicht in dieser Lage eher einem verwitterten Holzstücke als einem Vogel. Sie läßt den Menschen sehr nahe kommen, erhebt sich dann plötzlich und fährt mit klatschenden Flügelschlägen durch das Gezweig der Bäume einem anderen Verstecke zu. Zur Zugzeit traf ich schon einzelne Schnepfen auf freien Gebirgshalden in der Nähe von Nadelwaldungen an. Vom Nachwinter überrascht suchen sie die offenen Gebirgsbäche und auch sogar die Teiche der Dörfer auf, wo sich ihnen immer noch etwas Genießbares darbietet. So erschienen im März des Jahres 1865, als der Schnee im Gebirge ellenhoch lag, einzelne Schnepfen mitten in unserem Dorfe an einem eisfreien Teiche.

Wenige Wochen nach ihrer Ankunft, je nach Gunst oder Ungunst der Witterung, machen die Schnepfen Anstalt zur Brut. Wohlversteckt hinter einem alten Baumstrunke und hinter Grasbüscheln finden wir dort, wo Erlen- und Nadelholz aneinander grenzen, eine mit wenigen Grashalmen ausgekleidete Nestmulde, die vier gelblich gefärbte und mit braunen Punkten bedeckte Eier enthält. Der brütende Vogel sitzt so fest auf dem Neste, daß man sich ihm auf wenige Schritte nähern kann. Die Jungen bleiben nicht lange im Neste, weshalb es mir noch niemals gelungen ist, dieselben auch nur zu sehen, geschweige denn für einige Zeit zu beobachten. Zudem ist der Vogel ein höchst seltener Brutgast unsers Waldes. Ich glaube nicht, daß alljährlich bei uns 10 Paare brüten, wogegen man zur Zugzeit im Frühlinge an günstig gelegenen Plätzen wohl an einem Abende 10 Stück die Lüfte durchziehen sieht.

Eine nahe Verwandte unserer Waldschneepfe ist die Sumpfschneepfe (*Scol. gallinago*), auch Himmelsziege oder Bekassine genannt. Die Sumpfschneepfe ist derjenige Vogel, von dem es in dem alten Jägerliede heißt: Die Schneepf im Zickzackzuge treff ich mit Sicherheit. Aufgescheucht steigt sie nämlich in einigen Zickzacklinien in die Luft, läßt dabei ein lautes Kättsch, kättsch! erklingen und eilt dann geraden Weges dahin.

Der Aufenthaltsort dieser Schneepfe, die der Wachtel an Größe gleicht, ist das echte Sumpfland, wie man es noch am Abhange unsers Waldes an einigen Stellen antrifft. Hier vernimmt man auch, nicht nur in der Morgen- und Abenddämmerung, sondern selbst am hellen Tage die wunderbaren Meckerlaute, die das liebesfelige Männchen hoch in blauer Luft zum Ergözen seines am Erdboden weilenden Weibchens stundenlang erschallen läßt. Die alten Vogelkundigen hielten diese Laute für Kehllaute, denn selbst Bechstein schreibt: Sie schreit unaufhörlich Meckerä; daher ihr Name Himmelsziege. Nun ist aber dieser Laut durchaus kein Kehllaut, denn er erklingt nur, wenn sich der hoch in der Luft schwebende und balzende Vogel in seitlicher Wendung eine kurze Strecke herabstürzt. Manche Stunde habe ich an einer bruchigen Wiese am Waldessaume sitzend mit meinem Fernglase den Liebesspielen des Männchens zugesehen, aber immer nur dann den Meckerton vernommen, wenn der Vogel den Luftsturz ausführte. Bei jedem Sturze sieht man die äußersten beiden Schwanzfedern weit von den übrigen abstehen und wird, unterstützt durch die rasch bewegten Flügel, der Meckerton erzeugt.

Leider ist in der Nestzeit eine bedeutende Abnahme dieses interessanten Sumpfvogels zu bemerken.

Zu den Schneepfenvögeln zählen wir noch einen sonderbaren Sommergast, den Wachtelkönig oder Wiesennarrer (*Crex pratensis*), welcher in einzelnen Pärchen die

an den Wald grenzenden Wiesen- und Grasflächen bewohnt, aber selbst auf den vom Walde umgebenen Hochflächen, auf welchen Getreide und viel Futtergräser gebaut werden, zu finden ist. Vor etwa 40 Jahren erfreute sich der Vogel noch einer starken Verbreitung, ist aber seitdem zusammengeschmolzen und sehr selten im Gebirge geworden. Im Sommer 1876 war hier nur ein einziges Pärchen mehr anzutreffen, welches aber Junge aufgezogen hat. Bis zum Jahre 1868 erschien regelmäßig ein Pärchen auf einer unterhalb meines Hauses liegenden Wiesenfläche. Zwei Jahre auf der Reihe wurde das Nest beim Grassmähen zerstört und seitdem verschwanden die Vögel. Ich halte seine entschieden eintretende Abnahme für einen großen Verlust unserer Ornis, wenn auch viele Naturkundige den Vogel als einen argen Nestplünderer und Zerstörer aller bodenständigen Vogelnester in die Acht erklären. Nach meinen Beobachtungen beschränken sich seine Nestverwüstungen nur auf ein kleines Gebiet, in dem höchstens einmal ein Wiesenschwäger, ein Grauanmer oder auch eine Lerche brütet, was durchaus nicht in Betracht kommt. Dagegen verzehrt der Vogel bei seinem stets regen Appetite eine ungeheure Anzahl schädlicher Kerfe, allerhand Gewürm, Schnecken und sonstiges der Feld- und Wiesenwirtschaft verderbliches Geschmeiß. Die wenigen Körner und Grassämereien, die er als Nothbehelf aufliest, wird ihm kein Mensch mißgönnen.

Unser Wachtelkönig, den die Wiesenmäher treffend auch Sensenstreicher nennen, führt eine sehr versteckte Lebensweise und wenn das Männchen nicht seine Anwesenheit durch seine Stimme verräth, man würde es oft gänzlich übersehen. Es erscheint niemals eher in seinem Sommerquartiere, als bis Wiesen und Felder so hoch mit Gras und Getreide bestandet sind, daß sie ihm sichern Schutz bieten können. Bald nach seiner Ankunft hören wir des Männchens knarrenden oder schnarrenden Ruf, ein eintöniges, oft hundertmal wiederholtes Aerp, schnärp! in dem der Ueingeweihte eher den Ruf eines Frosches, als eines Vogels zu hören glaubt. Oft verweilt der Vogel während des Rufes lange auf einer Stelle, oft aber durchwandert er dabei das hohe Gras nach allen Richtungen, hütet sich jedoch sorgfältig heraustreten und vor den Augen des Beobachters zu erscheinen. Er ist mir oft auf wenige Schritte vor die Füße gelaufen, immer sein Aerp schnärp! rufend!

ehe ich ihn jedoch zu Gesicht bekam, hatte er bereits eine andere Richtung eingeschlagen. Da er in dem Grase förmlich ausgetretene Pfade anlegt, auf welchen er sich geschickt zu bewegen weiß, bemerkt man nicht einmal ein Zittern und Neigen der Grashalme. Der originelle Ruf ertönt fast zu jeder Tageszeit und selbst in der stillen Sommernacht schallt er aus dem Nebel der Waldwiesen eintönig herüber. Trotz seiner Monotonie lauscht man demselben allemal gern, steigt doch dabei der wunderliche Vogel immer vor unserm Geistesauge auf.

Bei seiner in den Juli fallenden Brutzeit — in den höheren Gegenden brütet er erst im August — kommen auf zweischürigen Wiesen seine Bruten selten auf und werden meist beim Grasmähen zerstört, wodurch sich auch seine Abnahme erklären läßt. Die schwarzwolligen Jungen werden von der sorgsamem Mutter bald nach dem Ausschlüpfen herumgeführt und verbergen sich bei nahender Gefahr eiligst unter Schwaden, Gestrüpp und Gebüsch. Im Herbst, wo sie in Kartoffel- und Kleefeldern Schutz suchen, liegen sie vor dem Hühnerhunde oft so fest, daß man sie mit der Hand ergreifen kann. Wegen des wohlgeschmeckenden Fleisches werden sie von den Jägern immer als gute Beute erlegt, was um so mehr zu bedauern ist, als sie ohnehin schon von Jahr zu Jahr abnehmen.

Einst erhielt ich durch Freundeshand einen jungen Wachtelkönig, der beim Mähen des Grases aufgefangen war. Er zeichnete sich durch seine ungeheure Gefräßigkeit aus. Die stärksten und feistesten Regenwürmer tötete er sofort und verschlang sie aufs gierigste. Leider konnte ich ihn nicht lange beobachten, denn schon nach wenigen Tagen hatte er sich durch's Bitter seines Käfigs gezwängt und sich auf Nimmerwiedersehen davon gemacht.

Ein anderer schneepfenartiger Vogel, der den Übergang von den sogenannten Rallen zu den Rohr- oder Teichhühnern bildet, ist das *S u m p f h u h n* (*Rallus porzanus*), auch *T ü p f e l*

hühnchen genannt, dessen Gefieder mit weißen Punkten und Stricheln wie übersäet erscheint.

Der Aufenthalt dieses äußerst versteckt lebenden Vogels sind die Wiefengelände am Fuße unsers Waldes, wo die Ufer der Bäche, Flüsse u. Teiche mit hohen Gräsern, Binsen, Schilf, Seggen und Huflattich dicht umsäumt sind. Hier treibt er sich bei Tag und Nacht umher und verrät seine Anwesenheit an den warmen Frühlingsabenden durch einen hellen pfeifenden Ton, der wie Gik! lautet. Ihn aus seinem Versteck aufzuscheuchen, gelingt selten; leichter schon, wenn man einen Hund, Teckel oder Wachtelhund, bei sich hat. Er fliegt dann plötzlich auf, streicht niedrigen Fluges einige Meter weit dahin, fällt aber sofort wieder ein und sucht sich weiter rennend in Sicherheit zu bringen. Auf den Wasserpflanzen läuft er mit seinen langen grünen Stelzbeinen eilfertig dahin und sucht sich den Blicken des Beobachters sogar durch Tauchen zu entziehen. — Zur Zugzeit im April und September fällt der Vogel häufig den Telegraphendrähten zum Opfer und es vergeht kein Jahr wo ich nicht im Besitz des Vogels gelange, der sich entweder den Schädel eingestossen oder die Flügel verletzt hat. Noch im April d. J. lag morgens früh ein Sumpfhühnchen tot vor meiner Gartenpforte. Es hatte sich am Drahte die Stirn blutig zerstoßen, war noch 20 Schritte gelaufen und dann niedergesunken. Die Telegraphendrähte sind wahre Mörder der Vogelwelt. Ich erhielt Singdrosseln, Weinvögel, Pfuhl- und Waldschnepfen, Wachtelkönige, Wachteln, Rebhühner und Teichhühner, die sich daran zu Tode gestoßen hatten. Vor ungefähr 3 Jahren hatte sich sogar eine weibliche Trappe am Drahte so stark die Flügel verletzt, daß sie lebend eingefangen werden konnte. — Im August d. Js. gelangte ein Sumpfhuhn in meine Hände, das sich nächtlicher Weile inmitten der Stadt Lemgo in das Schlafzimmer einer jungen Dame verirrt hatte und hier leicht ergriffen werden konnte. — Beim Mähen der Wiesen im Monat Juni wird manche Brut des Sumpfhuhns vernichtet. Auch den Jägern gelingt es wohl einmal den Vogel, wenn er sich zufällig in Kartoffel- oder Rübenfelder verirrt hat, nieder zu knallen. Das Fleisch des niedlichen Tierchens soll dem der Schnepfe gleichen.

Wo am Fuße unseres Waldes durch die herniederströmenden Gebirgsbäche hin und wieder kleinere und größere Teiche gebildet werden, die mit Weidengestriipp und Köhricht umsäumt sind, stellt sich im April ein reizendes Vögelpärchen ein, dessen hochrot gefärbte Stirnplatte mit dem dunklen Federkleide seltsam kontrastiert. Die allbekanntesten und beliebtesten Vögel sind Rohrhühner (*Gallinula chloropus*), bei uns Teich- oder Wasserhühner genannt.

Schon in meinen Jugendjahren habe ich für diese reizenden Vögel eine besondere Zuneigung gehegt und oft stundenlang ihrem beweglichen Treiben auf dem alten Stadtgraben meiner Vaterstadt zugehört. Später bin ich ihnen mehrfach wieder begegnet, habe selbst Pärchen in Gefangenschaft gehalten, so daß es mir wohl gelingen dürfte, dem freundlichen Leser ein Lebensbild dieser allzeit sauberen Wasserbewohner nach eigenen Beobachtungen vorzuführen.

Wenn der wetterwendische Aprilmond die letzten Reste der winterlichen Eiskrusten von den Teichen hinweggenommen und die ersten Schwalben auf der glatten Wasserfläche ihre ergiebigen Jagden beginnen, da läßt auch das Rohrhuhn nicht lange mehr auf sich warten. Eine lauwarme, vom Südwind durchflutete Nacht führt es wieder der Heimat zu und wenn die ersten Strahlen des aufgehenden Tagesgestirns den Rohrwald durchzittern, da rudert unser Hühnchen wieder so selbstbewußt und sicher auf dem Spiegel des Teichs umher, als ob es denselben niemals verlassen habe. Unter beständigem Kopfnicken, den Schwanz fest emporgerichtet, gleitet es geräuschlos dahin, wendet sich aber, sobald etwas Verdächtiges auftaucht, dem schützenden Köhricht zu oder taucht, wenn Gefahr naht, in die kühle Flut hinab. Auf den Hofteichen des Landmannes, der es gewöhnlich als zum Hausgeflügel gehörig betrachtet, hat es meist alle Furcht abgelegt, landet ohne Scheu am Ufer und spaziert selbst gelegentlich zwischen dem Hühnervolke umher, obgleich es sonst mit diesem keine Gemeinschaft zu halten pflegt. Überhaupt gehört die „holde Eintracht“ eben nicht zu seinen Tugenden, da jedes Pärchen auf dem einmal erwählten Teiche die ausgedehnteste Alleinherrschaft beansprucht und alle

Eindringlinge tapfer in die Flucht schlägt. Selbst die ungleich stärkeren Enten werden — besonders zur Brutzeit — von dem wachhaltenden Männchen angegriffen und meist mit Erfolg davongetrieben.

Bald nach der Ankunft findet die Hochzeitsfeier, die allmal auf dem Lande abgehalten wird, statt, und gleichzeitig beginnt auch der Nestbau. Tief versteckt im Röhricht, bald auf einer Unterlage dürren Schilfs ruhend, bald auf dem Wasser schwimmend, findet man das sorgsam geflochtene Nest, welches 6—10 glattschalige, gebliche, braun und grau gefleckte Eier enthält. Während das Weibchen allein dem Brutgeschäfte obliegt, übernimmt das Männchen die Rolle des wachsam schützenden Ehemannes. Jede Gefahr wird mit einem warnenden Rerk, ket! angemeldet. Nicht lange verweilen die kleinen Mohrenfinder im schwimmenden Wiegenbette. Bald geht es hinaus unter Führung des beglückten Elternpaares in das feuchte Element! Und welch ein anmutiges, reizendes Familienbild bietet sich jetzt dem Naturfreunde dar! Wie zierlich umrudert die drollige Schaar die sorgende Mutter, dem wachsam Vater! Wie treu halten alle zusammen! Jeden Ruf der Eltern, sei er Warnungs- oder Lockruf, verstehen die Jungen sofort und befolgen ihn mit Pünktlichkeit. Der ersten Brut folgt noch eine zweite, so daß gegen Ende des Sommers die Familie 12—15 Köpfe zählt. Nachdem die Mauser glücklich überstanden ist, rüstet sich die kleine Schaar allgemach zur Fahrt nach „Südens schönen Auen“. Die Schwingen werden geprüft, kleine Luftfahrten ausgeführt, benachbarte Gewässer besucht, bis endlich gegen Ende des Oktobers hin, wenn aus den Lüften die Rufe der Kraniche erschallen, die wanderlustige Familie unter Leitung der Eltern in mondbeleuchteter Herbstnacht milderer Himmelsstrichen entgegen eilt. Einzelne, die den Zug verpaßt oder wegen Schwächlichkeit die Reise nicht unternehmen konnten, bleiben wohl einmal in der Heimat zurück und fristen, wenn die Teiche mit Eis bedeckt sind, an offenen Quellen und Bächen kümmerlich ihr Dasein. So fing man vor einigen Jahren im Dezember hier ein vor Hunger erschöpftes Rohrhuhn an einem Wassergraben. Ein anderes, welches, auf der Heimkehr von der Reise erschöpft, in einen kleinen Wassertümpel einfiel, war so ermüdet, daß es von einigen Kindern eingefangen und mir überbracht wurde.

Leider wird das Rohrhuhn, wie so viele unserer Wasservögel, von Jahr zu Jahr bei uns seltener, da man die Brutstätten, die idyllischen Teiche mit den ewig rauschenden Salmenwäldern, immer mehr dem Festlande einverleibt und ihm so die notwendigsten Lebensbedingungen gewaltsam abschneidet.

XVII. Taucherartige Vögel (Colymbidae).

Robert Bruch nennt das Wasser das Auge der Landschaft, und gewiß mit vollem Rechte, da die Schönheit einer Gegend durch dies Element bedeutend erhöht wird. Leider ist das Wasser in den Kalk- und Sandsteinbergen unseres Waldes nicht sehr reichlich vertreten; größere Flüsse, Seen und Teiche sind dem Gebiete gänzlich fremd und nur einige rauschende Gebirgsbäche, kühnende Quellen und wenige kleine Teiche sind im eigentlichen Walde anzutreffen. Der schönste dieser Teiche ist unstreitig der in stiller Waldeinsamkeit gelegene Donoper Teich, der für den Ornithologen schon deswegen ein großes Interesse bietet, weil er im Gebiete der einzige Brutplatz eines merkwürdigen Vogels ist, nämlich des Zwergtauchers (*Podiceps minor*), des kleinsten Mitgliedes aus der artenreichen Familie der Taucher.

Der eigentliche Aufenthaltsort aller Taucher ist das Wasser, ohne welches sie nun einmal nicht leben können. Teichhühner, Enten, Wasserhühner u. s. w. verlassen zeitweilig die Wasserfläche und ergehen sich am Strande, die Taucher aber niemals. Im Wasser gehen sie ihrer Nahrung nach, auf dem Wasser schlafen sie, auf dem Wasser befriedigen sie die Bedürfnisse ihrer Liebe, aus dem Wasser heben sie die Baustoffe